

ALEŠ OPATRNÝ

Kirche in der ČSFR

Der neue Referent für Bildung und Pastoral im eb. Ordinariat Prag reflektiert die Entwicklung seines Landes seit 1945. Er zeigt das negative, aber auch das positive Erbe aus dieser Zeit auf. Der Weg in die Zukunft führt seiner Meinung nach vor allem über einen Austausch der Erfahrungen in Ost und West. (Redaktion)

„Als der Herr das Los der Gefangenschaft Zions wendete, da waren wir alle wie Träumende“ (Ps 126,1).

So war uns vor einem Jahr, um Weihnachten 1989, zumute. Aber jetzt sind wir schon weiter und manche von uns meinen: Alles oder fast alles sei heute schon in Ordnung. Das stimmt aber nicht. Ich möchte hier kein Klagelied singen, aber auch in keinen Jubel der Blinden ausbrechen, sondern einfach davon berichten, vor allem aus der Sicht der Pastoral, wie wir gelebt haben und wie wir jetzt leben.

1. Unsere Vergangenheit: 1945—1989

Nach dem Zweiten Weltkrieg herrschte bei uns innerkirchlich der gemeinsame Wille, alles wieder zu beleben, alle Schäden der Okkupation bald wieder gutzumachen. Nach ein paar Jahren kam aber der große Schlag: die kommunistische Herrschaft ab Februar 1948. Das Ziel der Kommunisten war eindeutig: alles zu beherrschen und das Christentum, ja die Religion überhaupt zu liquidieren. Und mit der Religion auch alle, die für den Kommunismus eine wirklich, oder auch nur vermutliche Gefahr bedeuteten. Die Taktik war dieselbe wie in der UdSSR nach der Oktoberrevolution. Man übte Terror aus, verbreitete Angst und versuchte mit allen möglichen Mitteln die innere

Spaltung der Kirche zu erreichen. Und da die katholische Kirche ihr Zentrum außerhalb des Landes hat, wollten die Kommunisten alle Verbindungen zwischen der hiesigen Kirche und Rom, aber auch zwischen der Hierarchie und den anderen Christen unterbrechen. Sie rechneten damit, daß man eine Herde ohne Hirten besser manipulieren könne. Deshalb wurden fast alle Bischöfe, Theologieprofessoren und viele prominente Christen isoliert oder interniert. Dies hat dem Leben der Kirche schwer geschadet, es jedoch nicht ausgelöscht. Seitdem war unser Leben eher ein Kampf ums Überleben.

Dieser Kampf hatte zwei Auswirkungen: Einerseits brachte er eine gewisse innere Festigung mit sich, andererseits führte er zu einer Haltung der Defensive, die man etwa als Ghetto-Mentalität bezeichnen könnte. Die härtesten Jahre waren die Jahre um 1950. Damals war der Druck sehr brutal.

Die sechziger Jahre waren etwas leichter, aber immer noch wollte der Staat alles kontrollieren und höchstens ein Überleben, jedoch keine Entwicklung dulden. Der „Prager Frühling“ im Jahre 1968 bedeutete zwar eine große Erleichterung, brachte jedoch, wie bekannt, die Freiheit noch nicht, weder für die Gesellschaft, noch für die Kirche.

Die siebziger Jahre waren die Jahre der sogenannten Normalisierung. Die kommunistische Macht ging damals nicht so brutal vor wie früher, agierte aber weiterhin unermüdlich gegen die Kirche. Durch unzählige administrative Schwierigkeiten und durch ständige Versuche, die Kirche innerlich zu spalten, sollte das Leben der

Kirche paralysiert werden. Die berüchtigte Organisation „Pacem in terris“ war dafür ein sehr willfähriges Instrument. Die achtziger Jahre brachten eine allmähliche Veränderung. Der Kommunismus war nicht mehr so geschlossen, und vor allem war nun eine junge Generation da, die sich nicht mehr so leicht einschütern ließ wie die ältere. Die Kirche wurde nun aktiver, allerdings nicht überall. Größere Städte lebten intensiver als andere Orte. Diese schweren Zeiten seit 1948 hatten eine ambivalente Auswirkung. Einerseits waren es Jahre von großer kultureller, gesellschaftlicher, religiöser und moralischer Devastation, andererseits aber haben sie uns eine große Läuterung gebracht. Die christliche Existenz forderte zwar ihren Preis, aber sie gab dem Leben einen Sinn, förderte die Zusammengehörigkeit und erweckte Hoffnung.

2. Die sanfte Revolution: November 1989

Es ist für uns jetzt nicht mehr so wichtig, wie jene Tage verliefen und wer die positiven und die negativen Helden sind. Für die katholischen Christen bedeuteten jene Tage jedenfalls eine unglaubliche Befreiung, die zwar zunächst von manchen skeptisch verfolgt wurde, die aber nun von allen genutzt werden sollte. Doch da kam der erste Schock über uns: Wir erlebten, daß wir schwach sind und daß es praktisch unmöglich ist, die Chancen, die nun endlich da waren, wirklich zu nutzen. Wir müssen zugeben, daß der moralische Zustand unseres Volkes katastrophal ist, daß der praktische Materialismus, ja ausgesprochener Atheismus bei uns stark sind. Seit November 1989 existiert bei uns allgemeine Religionsfreiheit, aber das bedeutet noch lange nicht, daß die Menschen nun in großen Scharen zur Kirche kommen.

Unsere neue Freiheit wirkt gewissermaßen wie ein starkes Licht, und wir können

jetzt klar den wahren Zustand bei uns sehen. Und da müssen wir leider feststellen, daß zwar die äußersten Feinde wegfallen sind, daß uns aber nun unsere eigenen Schwächen, mangelhafte Ausbildung und Unfähigkeit im Wege stehen. Dies auszusprechen ist jedoch nicht populär. Es ist für viele Christen ein Rätsel, wieso jetzt, obwohl wir frei sind, vieles schlechter ist als früher.

3. Unser Erbe

Seit November 1989 sind wir in einer völlig neuen Situation. Wir sind jetzt eher in der Position eines Gärtners, der wieder die Möglichkeit hat, seinen eigenen Garten zu bearbeiten, der lange Zeit katastrophal vernachlässigt wurde. Seit Monaten und Jahren wachsen darin Kraut und Unkraut durcheinander.

Doch unsere Kirche hatte die Kraft zum Überleben, und ich hoffe, sie hat diese Kraft noch immer. Sie kennt das Leben unter Druck und hat es auch gelernt zu improvisieren. Sie hat eine praktische Kenntnis des Kreuzes, sie weiß, wie furchtbar das Kreuz sein kann. Aber jetzt, da auch wir die Freiheit haben, ist der Drang stark, ohne Kreuz zu leben. Vielleicht verstehen wir jetzt besser, wo die Tradition ihre Grenzen hat. Wir wissen jetzt, daß die Tradition weder nur ein Hindernis für das kirchliche Leben ist, noch ein universales Heilmittel. Wie die orthodoxen Russen wissen auch wir, daß tiefe Tradition eine Kraft hat, in schwierigen Verhältnissen zu überleben und die Glauensweitergabe zu ermöglichen, daß sie aber in der Freiheit auch zur Last werden kann.

Wir waren in der Vergangenheit von der Weltkirche sehr stark isoliert, und manche denken, dies war ein Vorteil. Verschiedene Krisen und Schwierigkeiten der nachkonziliaren Zeit verließen bei uns nicht so dramatisch oder waren scheinbar

überhaupt nicht vorhanden. Doch das kann eine Illusion sein. Manche unserer Probleme haben eine authentische Ursache, wir konnten sie nur nicht reflektieren, diskutieren, erleben und deshalb auch nicht lösen. Daher glaube ich, daß wir manche latente Krisen und Schwierigkeiten zwar hatten, sie aber erst jetzt voll ans Licht gekommen sind. Wir spüren jetzt sehr deutlich, daß notwendige Strukturen bei uns zum Teil gelähmt oder nicht vorhanden sind. Wir haben in unserem Lande jetzt zwar alle Diözesanbischöfe, jedoch keine funktionierenden Ordinariate. Es gibt keine Jugendorganisationen, keine Frauen- oder Männerbewegung und auch keine anderen Laienorganisationen. Wir haben praktisch keine speziellen Pastoralmethoden für körperlich und geistig Behinderte entwickelt, keine Krankenpastoral usw.

Frühere, geheim entwickelte Initiativen waren für die damalige Zeit oft ganz gut, sie genügen aber jetzt nicht mehr für all das, was in einer lebendigen Kirche notwendig ist. Und die Transformation von einer Geheimexistenz zum normalen Leben ist ein sehr schwieriges Unterfangen.

Ich halte es für nötig, all dies auszusprechen, da unsere Nachbarn oft der Meinung sind, daß, weil wir jetzt frei sind, alles so laufen müsse wie in Deutschland oder Österreich. Wir brauchen verschiedene Hilfen, und es ist für uns eine große Freude zu wissen, daß es diese Hilfsbereitschaft bei unseren Nachbarn gibt. Wirklich hilfreich für uns ist aber nur eine Hilfe, die uns dort unterstützt, wo wir gerade sind, und nicht dort, wo wir sein sollten oder könnten.

Zusammenfassend sei nochmals festgehalten: Unser negatives Erbe ist u. a. eine defensive Haltung, eine anhaltende Tendenz, verborgen zu wirken, also eine Mentalität des Ghettos. Dazu kommen eine schwache theologische Ausbildung, die

Isolation von der Weltkirche, ein schwaches Selbstbewußtsein und ungenügend entwickelte kirchliche Strukturen. Das positive Erbe ist unsere Erfahrung mit dem Kreuz, die Erfahrung der Kraft des Evangeliums. Wir haben gelernt, daß es unbedingt nötig ist, nicht isoliert zu leben, sondern Gemeinschaften zu bilden. Wir haben auch gelernt, wie begrenzt und kurz die Macht des Bösen ist.

Es gibt noch ein verborgenes Erbe: die Opfer der unzähligen Unbekannten, die Leid und Gefängnis erlitten, und dann noch das Erbe derjenigen Christen, die mit den Machtstrukturen verbunden waren, die sogenannten Friedenspriester (Mitglieder von „*Pacem in terris*“), die Priester und Laien, die Mitarbeiter der Geheimen Staatspolizei waren usw. Obwohl diese Gruppierungen für das Leben der Kirche insgesamt schädlich waren und einen bestürzenden Mangel an Glauben bezeugten (Kollaboration statt Kreuzweg), stellen sie für das Leben der Kirche heute kein Problem mehr dar. Hier kann man gut die heilende Kraft der Vergebung erleben, auch wenn verschiedene Wunden bis heute noch offen sind.

4. Vermutliche neue Schwierigkeiten bzw. Phänomene

Die schwere Decke des Totalitarismus ist weg, und nun wollen fast alle intensiv, frei und erfolgreich leben. Das bedeutet u. a., daß die Differenzen zwischen den Kirchen, Regionen, Nationalitäten und Gruppen schärfer geworden sind. Für den Ökumenismus bedeutete der Totalitarismus zwar ein praktisches Hindernis (der Staat kannte sehr gut das alte „*Divide et impera*“), aber er war auch eine starke Herausforderung. Der Druck hat uns solidarisch gemacht. Jetzt ist es umgekehrt. Alle Religionen sehen ihre Chance, neue Mitglieder zu gewinnen, vor allem die kleinen Kirchen, und daher sind die ökumeni-

schen Kontakte schwächer geworden. Weitere Schwierigkeiten werden durch den Nationalismus verursacht. Er war früher auch latent da, er hatte aber kaum die Möglichkeit, sich zu manifestieren. Unsere lange Isolation von der Welt und von der Weltkirche erweckt jetzt in uns eine gewisse Angst vor dem, was für uns unbekannt ist: Pluralität der Parteien, Strömungen und Meinungen, die ganze Breite der nachkonziliaren Theologie. Wir können aber wirklich nicht ohne weiteres in alle Bereiche der westlichen Verhältnisse eintreten. Die Angst vor dem, was in der Theologie aus dem Westen kommt, verursacht wiederum eine neue Isolation, die uns sehr wenig hilft. Eine gewisse, relativ langsame Akkommmodation wird wahrscheinlich notwendig sein. Die Versuchung des Konservatismus oder der Idealisierung der Vergangenheit sind überall latent oder akut. Die Ursache hierfür sehe ich in der Einschränkung des kirchlichen Lebens während der letzten Jahrzehnte und dem relativ hohen Alter unseres Klerus. In Böhmen und Mähren sind etwa zwei Drittel der Priester älter als sechzig Jahre.

Unsere größte Schwierigkeit besteht aber wohl darin, daß ein klares Konzept für alle Bereiche des kirchlichen Lebens fehlt. Die Vergangenheit zwang uns dazu, nur auf Druck zu reagieren und verschiedene Wege zu suchen, die ein Überleben und vielleicht sogar eine Entwicklung ermöglichen würden, aber nur „im Schatten“. Mit den neuen Verhältnissen müssen wir uns aber auf eine neue Art auseinandersetzen: in der Arbeit, beim Planen usw. Es ist nicht leicht, die neue Situation gleich richtig zu verstehen und schnell neue, meist unbekannte Wege einzuschlagen.

5. Regionen

Die Religiosität in unserem Lande ist nicht homogen. Das ist nicht nur ein Ergebnis

des früheren Totalitarismus, sondern hat historische Wurzeln.

Das größte intellektuelle Potential befindet sich sicher in Prag. Diese Stadt ist reich auch an bekannten christlichen Persönlichkeiten. Die Kirche selbst aber lebt in der Prager Region in der Diaspora. Die Pfarreien im Innern von Prag bilden eher „personale Gemeinden“ als eine organisch geformte Kommunität.

In einigen Regionen in der Mitte und auch im Süden und Osten Böhmens kann man Kreise oder Bezirke finden, wo noch die traditionelle Kirche lebt. Die schlimmste Situation ist aber im westlichen und nördlichen Grenzgebiet gegeben, in den früheren Teilen des Sudetenlandes. Diese Gebiete sind menschlich, ökologisch und religiös verwüstet.

Mähren gilt als ein Gebiet, das fast homogen katholisch ist. Besonders der südöstliche Teil Mährens ist noch geprägt von einer lebendigen Volkskirche mit deren positiven, aber auch negativen Seiten. In jedem Fall ist die christliche Tradition in Mähren viel stärker als in Böhmen. Es ist sicher nicht ohne Bedeutung, daß Mähren in der Hussitenzeit religiös nicht so gelitten hat wie Böhmen.

Die Slowakei ist ein Land der Tradition, das in mancher Hinsicht Polen ähnlich ist. Zwar gibt es auch in der Slowakei Gebiete mit einer geringen Religiosität, doch das Selbstbewußtsein der slowakischen Katholiken ist allgemein größer als bei den Tschechen. Das Element des Nationalismus, das im tschechischen Katholizismus praktisch nicht vorhanden ist, ist in Mähren stärker zu spüren und in der Slowakei sehr stark. Die Idee eines Slowakischen Staates ist nicht nur Vergangenheit. Die Religiosität in unserem Staate hat also eine in Richtung nach Osten steigende Tendenz.

Es ist eine Frage, wie weit die katholische Kirche eine integrierende Rolle zu spielen imstande ist. Der kommunistische Druck

hat uns selbstverständlich mehr zusammengehalten als jetzt die Freiheit. Es scheint, daß die Religion selbst erst ihr eigenes Antlitz finden, ihre eigene Identität erkennen muß, bevor sie einen Integrationsprozeß auslösen kann. Es wird auch notwendig sein, überall in unserem Land nüchtern festzustellen, wie es wirklich mit dem Glauben, dem Leben in der Kirche und mit der Möglichkeit der weiteren Entwicklung des Christentums in unserem Lande aussieht. Es gibt Gebiete, in denen man sich Illusionen hingibt, anderswo kommen allmählich die Früchte der vergangenen Zeit, die Früchte der Arbeit und des Leidens zutage.

6. Ökumenismus

Obwohl der Katholizismus in allen Gebieten unseres Landes überwiegt, ist die Frage des Ökumenismus nicht bedeutungslos. Der Totalitarismus hat zwar kein Verständnis für die Ökumene gehabt, das Regime war um ein „Divide et impera“ bemüht; diese Position führte aber auf der anderen Seite zu einer gewissen Solidarität der Unterdrückten. Jetzt aber ist der Wunsch stärker geworden, sich selbst zu präsentieren, was am meisten bei den kleinen Kirchen feststellbar ist. Das bedeutet eine gewisse Lauheit im ökumenischen Kontakt. Es stellen sich aber neue Aufgaben, z. B. bei den religiösen Programmen des Rundfunks und des Fernsehens, die solche ökumenische Zusammenarbeit verlangen. Da unsere Gesellschaft sehr tief vom Atheismus geprägt ist, müssen die Christen notwendigerweise näher zusammenrücken.

Die Frage nach den Sekten verlangt außerordentliche Aufmerksamkeit. Ähnlich wie in die ehemalige DDR strömen Vertreter verschiedener Sekten in unsere Länder; einige haben noch christliche Prägung, andere sind östlicher Herkunft (Hare Krishna, Transzendentale Meditation),

wieder andere gehören mehr in den Bereich des Okkultismus.

Eine gewisse Gefahr bedeutet bei uns der Mangel an guter Information der Gläubigen und des ganzen Volkes, was manchmal zu einem ganz naiven Anschluß an diese Sekten führt. Ein gewisser Hunger nach Transzendentalem und Sinnvollem bei einem Teil der Jugend birgt die Gefahr, daß gerade sie sich Sekten anschließt.

7. Das Leben der Pfarrgemeinde

Die kommunistische Führung erlaubte nur zwei Bereiche einer Pfarrgemeinde: den Gottesdienst und die Erhaltung der Kirchengebäude. Alle anderen Aktivitäten, also das normale „Gemeindeleben“, waren rechtlich eingeschränkt. Es lag an den örtlichen Verhältnissen und am Mut des jeweiligen Priesters, was er sich getraute. Sehr streng wurden die Versammlungen der Kinder und besonders der Jugend verfolgt. Keine Vereinigung der Jugend, aber auch keine Vereinigung der Frauen, der Männer usw., war innerhalb der katholischen Kirche möglich. Jetzt ist der Neuaufbau eines normalen Lebens der Pfarrgemeinde als eines Organismus, in dem verschiedene Menschen verschiedene Rollen haben, nötig. Bei uns herrscht weithin der sogenannte „Einmannbetrieb“. Dieser Arbeitsstil wird hauptsächlich bei den alten Priestern schwer zu ändern sein. Aber auch für jüngere Priester bedeutet eine Gemeinde als Organismus ein noch unerforschtes Feld der Tätigkeit. Überdies haben sich die Menschen durch das vergangene Regime an eine ziemlich große Passivität gewöhnt. Sie haben daher eine Tendenz entwickelt, zu warten, daß sich jemand um sie kümmern wird. Kümmerte sich niemand, so verfielen sie eher in das Schimpfen als selbst etwas zu unternehmen, weil es oft eben auch keine Möglichkeit für eigenes Wirken gab. Der Wiederaufbau eines breiten

Lebens der Pfarrgemeinde wird ein langer Prozeß sein.

8. Die Orden

Obwohl sich die Orden offiziell nicht frei betätigen durften, konnte eine Reihe von Ordensgemeinschaften im geheimen neue Mitglieder aufnehmen. Mit größerem oder kleinerem Erfolg versuchten sie, ein gutes Ordensleben zu führen. Ordensbrüder und Ordensschwestern lebten manchmal isoliert, manchmal in kleinen Kommunitäten (zwei bis vier) in normalen Wohnungen. Ein Kommunitätsleben in offiziellen Ordenshäusern zu führen, war nur für ältere und alte Schwestern möglich; sie standen unter der strengen Aufsicht des Staates. Die männlichen Orden hatten keine Möglichkeit eines gemeinsamen Lebens. Nun versuchen Männer und Frauen, ihr Leben in den Kommunitäten wieder zu erneuern. Eine der ersten Bedingungen für das Leben in der Kommunität ist allerdings das Haus, in dem die Kommunität leben kann. Praktisch sind alle Klöster von staatlichen Institutionen besetzt, verkauft, verpachtet und sehr oft devastiert worden. Die Rückgabe an den ursprünglichen Besitzer verläuft sehr mühsam und wird in vielen Fällen zur Propaganda gegen die Kirche und gegen die neue Ordnung mißbraucht. Auch wenn es gelingen wird, mit diesen Schwierigkeiten fertig zu werden, bleibt das Problem, das Leben der Kommunität zu erneuern, weil die Kontinuität unterbrochen wurde. Aber junge Leute kommen in die Orden und kommen mit großer Begeisterung. Zur Erneuerung des vollen Lebens der Kirche ist die Erneuerung des Ordenslebens eine Notwendigkeit.

9. Zusammenfassung und Ausblick

Die letzten vierzig Jahre hatten für die Christen Folgen, die nicht nur schlecht waren. Sie waren vor die Wahl gestellt: Wenn sie sich für das Evangelium ent-

schieden, waren sie beruflich und finanziell benachteiligt. Ein anderer Weg, der aber letztlich nichts brachte, war die Kolaboration.

Der kommunistische Staat wollte alle Kirchen langsam vernichten oder paralysieren. Unsere Kirche überstand diese schwierigen, aber auch wertvollen Jahre. Sie ist aber schwer verwundet, wie ein Patient nach einem Unfall. Sie bedarf, wie ich meine, der Wiederbelebung, der Rehabilitation und der Resozialisation.

Wiederbelebung: Unsere Kirche muß neu belebt werden, nicht nur als eine Institution, sondern als ein Organismus. Das betrifft eine Reihe von Strukturen und Tätigkeiten der Kirche. Das Wirken der Bischofskonferenz, die Bildungsarbeit, ein Angebot von Einkehrtagen und Exerzitien, die caritative Arbeit auf der Ebene der Diözese — all das sind für uns neue Aufgaben. Zur Wiederbelebung ist auch das Anknüpfen von Kontakten mit den Christen im Ausland nötig; das soll zu einer organischen Eingliederung in die Weltkirche führen.

Rehabilitation: Nach einer gelungenen Operation ist es nötig, die Beweglichkeit der Gelenke wieder zu erreichen, daß sie wieder ihre normale Funktion übernehmen können. Nach der sanften Revolution haben viele angenommen, daß diese Phase übersprungen werden könnte. Es herrschte die optimistische Überzeugung, daß sich mit dem Gewinn der Freiheit die volle Funktionsfähigkeit der Kirche einstellen werde. Das war natürlich eine Illusion. Auch unsere Freunde im Ausland verfallen ihr manchmal und nehmen an, daß die Kirche bei uns sofort so wie bei ihnen funktionieren müßte. Aber der Gewinn der Freiheit war höchstens das Ende einer Operation. Es folgt, um beim Vergleich zu bleiben, nun das schwierige Stadium nach der Operation, die Rehabilitation. Das braucht Zeit, was im Grunde selbstverständlich ist. Es ist aber auch

wichtig, daß das operierte Organ nicht gleich voll belastet wird. Das ist, übertragen in das heutige Leben der Kirche bei uns, ein Problem. Die neuen Möglichkeiten zwingen manche von uns zu einem Tempo, das man nicht lange durchhält. So gesehen ist heute das Leben in der Kirche mühevoller und reicher an Streß, als es in der Zeit der Unfreiheit war.

Resozialisation: Die Kirche war zu einem Leben gezwungen, das einem Ghetto ähnlich war. Die Menschen außerhalb der Kirche wußten meistens nur, daß die Kirchen existieren, aber sie traf sie nicht. Nun aber ist es notwendig, in einen dauernden Dialog mit allen Menschen zu treten und sich an der Lösung aller wichtigen

Probleme zu beteiligen. Für die Menschen um uns aber ist es nötig, sich an die Kirchen zu gewöhnen. Es ist einfach notwendig, die starken Reste der totalitären Mentalität zu überwinden, die bei uns immer noch da sind. Nur schrittweise wird es der Kirche bei uns zum Bewußtsein kommen, wo überall hin sie gehört, welchen Teig sich durchsäuern soll. Außerdem ist es nötig, die frühere Isolation in Europa und in der Welt zu überwinden. Wir brauchen die Weltkirche, die Nachbarkirchen, aber auch die anderen Christen. Und wir hoffen, daß diese alle auch unsere Erfahrungen und unseren Glauben brauchen. Wir alle sind reich, wir alle sind auch irgendwo arm. Wir alle müssen miteinander teilen.

Wolfgang Palaver (Hg.)

100 Jahre Katholische Soziallehre

Bilanz und Ausblick

Mit der Enzyklika *Rerum novarum* wurde vor 100 Jahren die Geburtsstunde der katholischen Soziallehre eingeläutet.

Was ist der Kirche seitdem in den sozialen Fragen gelungen, wo konnte sie entscheidend in die gesellschaftlichen Prozesse eingreifen, wie praxisnah und verbindlich waren ihre Aussagen wirklich?

Antworten darauf geben namhafte Theologen, Wirtschaftswissenschaftler, Politologen und profunde Kenner der Soziallehre der Kirche.



Mit Beiträgen von:

Alberto Bondolfi
Herwig Büchele
Franz Furger
Norbert Greinacher
Friedhelm Hengsbach
Erich Kitzmüller
Werner Kroh
Wolfgang Palaver (Hg.)
Anton Pelinka
Eduard Ploier
Severin Renoldner
Alois Riedlsperger
Gerhard Steger
Lieselotte Wohlgenannt

ca. 320 Seiten, brosch.,
DM 34,80 / öS 248,-
ISBN 3-85395-160-0
Erscheinungstermin:
April 1991

KULTURVERLAG